



Befasst sich seit vielen Jahren mit der Entwicklung des wissenschaftlichen Publikationswesens: der Wirtschaftswissenschaftler Klaus-Rainer Brintzinger, Leiter einer der größten deutschen Universitätsbibliotheken.

„Der Lockdown
hat die
Zukunftsfrage von

Open Access

endgültig
entschieden“

Fragen **Barbara A. J. Lechner**
und **Franz Schilling**
Fotos **Robert Brembeck**

Klaus-Rainer Brintzinger,
Direktor der Universitätsbibliothek
der LMU München, über die
Umkehr von Geschäftsmodellen, ein
neues Preisbewusstsein
und die Zukunft wissenschaftlichen
Publizierens.

Das wissenschaftliche Publikationswesen befindet sich im Umbruch: Klassische Publikationswege werden zunehmend durch Open Access ersetzt. Dabei werden wissenschaftliche Publikationen und Informationen durch einen dauerhaft freien Zugang verbreitet. Dies eröffnet eine Alternative zur herkömmlichen Verbreitung von Publikationen, insbesondere von Zeitschriften, die kostenpflichtig subskribiert oder lizenziert werden müssen. Eine Arbeitsgruppe des Jungen Kollegs der BAdW untersucht verschiedene Open Access-Modelle. Insbesondere sucht sie Antworten auf die Frage, welche Bedeutung Open Access als Weg des wissenschaftlichen Publizierens in Zukunft haben wird.

Open Access gewinnt zunehmend an Bedeutung für das wissenschaftliche Publikationswesen.

Wie entstand die Open Access-Initiative?

Die Initiative ging Ende der 1990er Jahre von Wissenschaftlern aus, die einerseits Möglichkeiten suchten, ihre Publikationen schneller bekannt zu machen, als dies über den traditionellen Weg möglich war, etwa durch Versenden von Sonderdrucken. Andererseits hatte die sogenannte Zeitschriftenkrise, während der die Preise für wissenschaftliche Zeitschriften jährlich im zweistelligen Prozentbereich stiegen, vor Augen geführt, dass sich hier ein Geschäftsmodell etabliert hatte, bei dem Leistung und Gegenleistung nicht mehr im Gleichgewicht standen. In der Folge entstanden – häufig in Zusammenarbeit von Bibliothekaren und Wissenschaftlern – sogenannte Volltextserver für wissenschaftliche Publikationen. Heute sind es jedoch vor allem kommerzielle Verlage, die Open Access-Zeitschriften herausgeben.

Verleitet „Open Access“ tendenziell zu einem „zu lockeren“ Peer Review-Verfahren? Geld verdient der Verlag bei diesem Modell ja durch die Zahl der Veröffentlichungen.

Diese Gefahr besteht grundsätzlich auch in der Subskriptions-Welt. In den letzten zwanzig Jahren hat sich die Zahl der peer reviewed-Journals etwa verdoppelt, bei der Anzahl der Artikel fällt das Wachstum noch deutlicher aus. Durch Ausweitung bestehender und Gründung neuer subskriptionspflichtiger Zeitschriften haben Verlage viel Geld verdient. Jedoch gilt meist die Ablehnungsquote als ein Indikator für den Rang einer Zeitschrift. Seriöse Verlage haben in der Regel kein Interesse an einem „lockeren“ Peer Review-Verfahren.

Eine Studie über Open Access-Publikationen kam 2018 zu dem Ergebnis, dass Open Access-Artikel im Durchschnitt 18 Prozent mehr Zitationen erhalten. Autorinnen und Autoren können so also die Sichtbarkeit ihrer Arbeit erhöhen.

Genau so ist es, und dies ist auch der Grund, warum Wissenschaftler mitunter eigens dafür bezahlen, dass ihre in subskriptionspflichtigen Zeitschriften veröffentlichten Artikel zeitgleich im Open Access bereitgestellt werden.

Welche Rolle spielen die wissenschaftlichen Verlage bei Open Access-Publikationen, und werden sie überhaupt noch benötigt?

Open Access bedeutet faktisch eine Umkehr des Geschäftsmodells: Umsätze werden nicht mehr durch Subskriptionserlöse, sondern durch sogenannte *Article Processing Charges* (APC) erzielt. Viele Verlage haben dies bereits wirtschaftlich

erfolgreich umgesetzt. Gerade bei großen Zeitschriften mit einer potentiell sehr hohen Zahl an Beiträgen wird es eine wissenschaftliche Institution überfordern, die notwendige Organisationsarbeit in die eigene Hand zu nehmen. In kleineren Fächern gibt es dafür jedoch erfolgreiche Beispiele. An der Universitätsbibliothek der LMU setzen wir dazu – wie die meisten Universitätsbibliotheken – die Open Source-Plattform „Open Journal System“ ein. Damit können wir für Wissenschaftler unserer Universität Open Access-Zeitschriften veröffentlichen. Im größeren Maßstab denken Fachgesellschaften und Verbände von Universitäten derzeit darüber nach, eigene Open Access-Plattformen zu gründen. Dies halte ich für einen vielversprechenden Ansatz. Aber grundsätzlich geht das Geschäftsmodell für Verlage – sofern Preis und Leistung in vernünftigem Verhältnis stehen – nicht verloren.

Können wir durch Open Access-Publikationen die Preissteigerungsspirale durchbrechen, die durch die Zeitschriftenkrise ausgelöst wurde?

Hier antworte ich als Wirtschaftswissenschaftler: Das wird davon abhängen, wer künftig für die APC aufkommt. Wenn dies über zentrale Fonds

erfolgt, befürchte ich, dass sich die Zeitschriftenkrise wiederholen wird. Müssen dagegen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus ihrem Etat dazu beitragen, wird sich ein Preisbewusstsein bilden wie auch bei anderen Gütern und Leistungen. Ein hoher Preis ist nicht per se verwerflich, hochwertige Laborausstattung ist auch sehr teuer. Problematisch ist es, wenn der Preis über den Präferenzen liegt. Daher ist es wichtig, dass Wissenschaftler entscheiden können, was ihnen eine Publikation wert ist. Es liegt auf der Hand, dass für eine Publikation in einem High Impact-Journal mehr gezahlt werden wird als in einer deutschsprachigen Praktiker-Zeitschrift. Bei subskriptionspflichtigen Zeitschriften sind die preisgewichteten Präferenzen jedoch meist gar nicht bekannt, weil die Bibliothek bezahlt, was Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler lesen. Vieles spricht dafür, dass die Zeitschriftenkrise durch ein Auseinanderfallen von Präferenz und Kaufentscheidung entstanden ist: Bibliothekare mussten über die Bestellung von Zeitschriften entscheiden, ohne die Präferenzen der Forschenden zu kennen. Und die Verlage haben durch das Bündeln von Zeitschriften zu Paketen geschickt verhindert, dass Zeitschriften, die verzichtbar gewesen wären, abbestellt werden konnten.

Ist Open Access aber dann nicht nur eine Verlagerung der Kosten von zentralen Budgets der Universität in die Mittel einzelner Arbeitsgruppen?

„Es wird sich ein Preisbewusstsein bilden wie auch bei anderen benötigten Gütern und Leistungen.“

Die politischen Bestrebungen gehen im Augenblick eher dahin, auch die Open Access-Kosten aus zentralen Budgets zu bezahlen, was ich – wie gerade angesprochen – für problematisch halte. Andere für die Forschung erforderliche Güter oder Leistungen wie Laborausstattung werden in der Regel auch nicht zentral finanziert. Daher halte ich es für unproblematisch, die Open Access-Kosten den jeweils budgetierenden Einrichtungen anzulasten. Wenn bisher die Kosten für Zeitschriften zentral getragen wurden, wird es jedoch einmalig eine Neuordnung von Budgets geben müssen. Und natürlich müssen die jeweiligen Verträge mit den Verlagen innerhalb der Universitäten zentral abgeschlossen, betreut und ausgewertet werden. Dies wird künftig eine wichtige Aufgabe der Universitätsbibliotheken sein.

2018 haben internationale Förderorganisationen den „Plan S“ verabschiedet, um das Publizieren staatlich finanzierter Forschungsergebnisse in Open Access vertraglich vorzuschreiben. Sehen Sie durch solche Initiativen eine Einschränkung der Freiheit?

Das Kernprinzip des Plan S ist, dass Forschungsergebnisse, die aus der Förderung von in der „COALITION S“ vereinigten Organisationen entstehen, als Open Access-Publikationen veröffentlicht werden müssen. Das sind im Übrigen nicht nur staatlich finanzierte, sondern auch private Förderorganisationen wie der Wellcome-Trust oder die Bill & Melinda Gates Foundation. Dass Forschungsförderer ihre Förderung mit einer Auflage versehen, scheint mir ihr gutes Recht zu sein. Verlage werden es im eigenen Interesse ermöglichen, dass Wissenschaftler weiterhin in ihren High Impact-Journals publizieren können, etwa indem sie die zeitgleiche Publikation auf Open Access-Plattformen gestatten. Die DFG als wichtigster deutscher Forschungsförderer ist im Übrigen der „COALITION S“ nicht beigetreten, fordert aber dazu auf, Ergebnisse geförderter Forschung auf dem goldenen oder dem grünen Weg des Open Access zu publizieren, das heißt, als Erst- oder Zweitveröffentlichung.

Große Abkommen wie etwa das DEAL-Projekt zielen auf eine bundesweite Lizenzierung der Angebote großer Wissenschaftsverlage. Sind solche Abkommen angesichts der zunehmenden Verbreitung von Open Access-Publikationen noch zeitgemäß?

Dies ist in der Tat ein gewisses Dilemma: Einerseits knüpft das DEAL-Projekt an die Tradition der „big deals“ an, die sicherlich auch zu Preis- und Umsatzsteigerungen für die Verlage beigetragen haben, andererseits gibt es – wenn man die Open Access-Transformation voranbringen will – kaum eine andere Möglichkeit, als zunächst bei den großen Verlagen anzusetzen. Ich würde mir jedoch wünschen, dass die unterschiedlichen Bedürfnisse der Universitäten und anderen wissenschaftlichen Einrichtungen in diesem Prozess noch besser berücksichtigt werden.

Wie könnte man Verlage motivieren, Artikel zeitnah im Open Access zur Verfügung zu stellen? Die Wissenschaftler könnten

dann in ausgewiesenen Journalen publizieren und gleichzeitig die Vorgaben der Geldgeber einhalten.

Selbst wenn man zu DEAL in einzelnen Punkten kritisch stehen sollte: Dies ist genau der Weg, nach dem Sie fragen. Bei Wiley und Springer werden nun in den bestehenden Zeitschriften alle Artikel der Autoren aus den teilnehmenden Einrichtungen, sofern die Autoren dies nicht ablehnen, unmittelbar nach der Veröffentlichung im Open Access bereitgestellt.

„Daher ist es wichtig, dass Wissenschaftler entscheiden können, was ihnen eine Publikation wert ist.“

Welche neuen Formen wissenschaftlichen Publizierens könnten zusätzlich entstehen?

Das müssen Wissenschaftler entscheiden. Kritisiert wird immer wieder das mechanische Zählen von Impact Faktor-Punkten, und es werden alternative Metriken oder auch ein Open Peer-Reviewing gefordert. Teilweise wurde innerhalb der Open Access-Bewegung auch die Devise ausgegeben: „Publish first, review after“. Dies halte ich jedoch bestenfalls innerhalb sehr kleiner, übersichtlicher Disziplinen für umsetzbar. So mag möglicherweise in einem Fach wie der Assyriologie jeder aus der weltweit sehr kleinen wissenschaftlichen Community einen Fachbeitrag unmittelbar auf Seriosität prüfen können – in großen Fächern erscheint mir dies jedoch völlig unrealistisch.

Wie sehen Sie die Zukunft von Open Access?

Der Lockdown in der Covid-19-Pandemie hat die Zukunftsfrage von Open Access endgültig entschieden. Nur Open Access-Veröffentlichungen konnten nach der Schließung von Bibliotheken und der Einstellung der Fernleihe noch ohne Einschränkungen rezipiert werden. Alle großen Verlage hatten daher ihre aktuellen Veröffentlichungen zu Covid-19 freiwillig Open Access gestellt. Damit hat sich nochmals deutlich gezeigt, dass Open Access für die aktuelle Forschung eine Notwendigkeit ist, die sich mit einem vernünftigen Finanzierungsmodell auch durchsetzen wird.

Dr. Klaus-Rainer Brintzinger

leitet seit 2008 die Universitätsbibliothek der LMU München mit einem Bestand von ca. sechs Millionen Medien.

Die Chemikerin **Prof. Dr. Barbara A. J. Lechner** (TU München) und der Physiker **Prof. Dr. Franz Schilling** (Klinikum rechts der Isar, TU München) sind Mitglieder des Jungen Kollegs der BAfW und Sprecher von dessen AG „Open Access als neuer Weg wissenschaftlichen Publizierens“.

Das Gespräch fand am 24. September 2020 in München statt.